

Die Doppelgängerin

Autor(en): **Henne am Rhy, Otto**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **6 (1902)**

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-572894>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



G. Schwendemann: Englan.

Die Doppelgängerin.

Aus den hinterlassenen Papieren eines Freundes, herausgegeben von Otto Henne am Rhy, St. Gallen.

5. Trübe Ahnungen.

In glücklichem Zusammensein mit diesen prächtigen Menschen und in stetem Wachsen meiner mächtig entfachten Liebe zu Hedwig flogen die Tage dahin. Ich war entschlossen, nicht anders denn als Bräutigam von Seeburg zu scheiden, und sehnte mich heiß nach einem Alleinsein mit Hedwig, um mich ihr zu erklären. Ihre Blicke und der Ton ihrer Stimme befestigten in mir die Ueberzeugung, daß ich nicht vergeblich anfragen würde. So faßte ich mir denn eines Abends, als wir, den Pflegeeltern voran, durch einen entzückenden Wald spazierten, ein Herz und begann, das herrliche Mädchen nach dem Stand ihrer Neigung zu mir auszuforschen. Sie wurde plötzlich sehr ernst; ihre Heiterkeit war wie weggeflogen; eine Falte bildete sich auf ihrer reinen Stirn, ihre schönen Augen waren wie verschleiert, und ihre junge Brust arbeitete.

„Ach, Herr Halm,“ entgegnete sie endlich mit bebender Stimme. „Ich dachte schon, es würde so kommen; ich erriet bereits, daß Sie mich lieben, das merkt ja ein Mädchen bald. Und ich will auch keine weiten Umschweife machen oder mich winden und zieren. Ja, gewiß, ich bin Ihnen von Herzen gut, Herr Halm.“

„O, wie glücklich machen Sie mich, Hedwig,“ jubelte ich leise, nach ihrer Hand fassend.

„Bitte, Herr Halm, lassen Sie mich ausreden, ich bin noch lange nicht zu Ende. Jubeln Sie noch nicht, es ist eine tiefernste Sache. Ich möchte keine falschen Hoffnungen in Ihnen erregen; dazu achte ich Sie viel zu sehr. Ja, ganz offen gestanden, ich könnte Sie lieben, wenn ich . . .“ Sie stockte.

„Wenn Sie,“ warf ich ein, und der Atem drohte mir auszugehen.

„Wenn ich,“ fuhr sie nach einer Pause fort, „mich nicht bestimmt entschlossen hätte, ledig zu bleiben . . .“

„Wie, ist das möglich? Mit Ihrer göttlichen Erscheinung, die ganz dazu geeignet ist, einen Mann zum Seligsten der Sterblichen zu machen?“

„Ja, mein lieber Herr, das glauben Sie! Ich bin aber nicht dazu geeignet, sondern vielmehr dazu, einen Mann, der mich liebt, unglücklich zu machen.“

Ich war sprachlos und konnte sie nur anstaunen.

„Verstehen Sie mich nicht falsch,“ fuhr sie fort. „Ich meine nicht durch meine Person oder meine Eigenschaften, sondern durch meinen frühen Hinschied. Ich bin eine Todeskandidatin!“

„Fräulein, Sie, ein seltenes Bild von Kraft und Gesundheit?“

„Das trägt, mein Herr. Die stärksten Bäume reißt der Sturm um.“

„Aber, geliebte Hedwig, sagen Sie mir um des Himmels Willen: Was hat diese extravagante Meinung in Ihnen hervorgerufen?“

„Das will ich Ihnen sagen, damit Sie nicht glauben, ich sei von grundlosen Phantasten eingenommen. So hören Sie denn, und Sie werden mir Recht geben. Es ist ein Jahr her, da habe ich den Tod dreimal gesehen.“

„Sie? Den Tod? Sie haben wohl geträumt?“

„Nein, Harald, ich war so wach wie jetzt und wie Sie. Das erste Mal war's, als ich eines Abends zu Bett gehen wollte. Ich hatte eben mein Schlafzimmchen betreten, als ich das gräuliche Gerippe in meinem Bett liegen sah; der Schädel lag auf dem Kopfkissen, und die knochigen Arme hingen über die Decke herab. Er grinste mich an. Aufschreiend ließ ich das Licht, das ich trug, fallen, so daß es erlosch, und eilte aus dem Zimmer, die Tante zu rufen. Als sie wieder mit mir eintrat und das Licht wieder brannte, war das Gespenst verschwunden; aber im Kopfkissen glaubte ich eine runde Vertiefung wie von einem Kopf zu sehen. Die Tante konnte mich jedoch bald beruhigen. Es sollte aber nicht auf die Dauer sein. An einem andern Abend, als wir, Onkel, Tante und ich zusammen gelesen hatten, stand ich auf, um aus der Fensternische, die durch Gardinen verhängt war, etwas zu holen. Plötzlich aber wurden die Vorhänge von einander gerissen, und es war der Tod, der sie mit beiden Knochenhänden hielt und dessen Schädel die langen Zähne gegen mich fletschte.“

„Hedwig, Sie machen mich schauern; das waren aber nur Halluzinationen, vielleicht infolge einer aufregenden Lektüre?“

„Nein, nein, Verehrtester, hören Sie nur weiter! Das Entsetzlichste kommt erst noch. An einem dritten

Abend war eine Dame auf Besuch bei uns gewesen; ich begleitete sie mit dem Licht in der Hand die Treppe hinab. Als sich die Dame verabschiedet und ich wieder zurückkehrte, erblickte ich mit Grausen den Tod; diesmal sah ich ihn in ganzer Figur; in den Knochenhänden hielt er die Sanduhr und die Sense und drohte mir zähnefleischend mit dieser, während ich atemlos die Treppe hinauf eilte; hinter mir aber seine langen Beine immer mehrere Stufen auf einmal übersprangen. Totenblatz flog ich zu den Pflegeeltern, die mich nur schwer beschwichtigen konnten."

Sie hielt aufatmend inne. „Sie werden,“ fügte sie zögernd bei, „daraus ersehen, daß ich früh sterben muß, wie meine Eltern, die auch beide jung aus dieser Welt geschieden sind.“

„Nein, Hedwig, das sehe ich nicht ein! Was ist denn das weiter? Der Tod ist ja keine Person, nicht einmal die leichtgläubigsten Leute halten ihn dafür. Er ist nur ein Symbol, das eine weltfeindliche Richtung zum Gerippe gestaltet hat. Bei den alten Griechen war er ein schöner Jüngling, der eine brennende Fackel auslöschte.“

„So wird er auch mich auslöschen. Ich darf Sie nicht in mein Verhängnis mitreißen.“

„Das wäre mein höchstes Glück, Hedwig! Aber sehen Sie denn nicht ein, daß aus dieser Vision für die Zeitdauer Ihres Lebens gar nichts folgt? Wir alle müssen einmal abscheiden, und Sie können trotz jenen Trugbildern Ihrer Phantasie noch ein halbes Jahrhundert oder länger leben.“

„Glauben Sie? Wirklich, ich meine fast, wenn jemand mir diese Furcht nehmen könnte, so wären Sie es.“

„O Hedwig, dann lieben Sie mich.“

Wie auflebend und schelmisch lächelnd entgegnete sie:

„Sie Ungebuldiger! Es ist wegen des schönen Todesgottes der alten Griechen. Wie hieß er doch?“

„Thanatos, meine schöne Grausame.“

„Ein schöner Name, Thanatos! Ihn wirklich hätte ich nicht gefürchtet, ihm zu folgen nicht gebangt.“

„O, dann bangen Sie auch nicht, mir zu folgen!“

Sie errötete heftig. „Still Harald, Onkel und Tante kommen nach.“

Ich wußte nun, daß ich gestegt hatte.

„Ei, was für eine anregende Unterhaltung führten die jungen Herrschaften?“ fragte der Regierungsrat neckisch.

„Es muß wirklich etwas Wichtiges gewesen sein, der Aufregung nach zu schließen, in der ihr euch befindet,“ fügte die Frau Regierungsrat lächelnd bei.

„Wir sprachen,“ entgegnete ich, „von den Todesvisionen Ihrer Fräulein Nichte.“

„Ach, diese wachen Träume! Die hat der alte Holwein mit seinem Totentanz zu verantworten.“

Es zeigte sich nun im Verlauf des Gespräches, daß die Betrachtung von Holweins Werk das leicht empfängliche Gemüt des lieben Mädchens erregt hatte. Wir kamen so vom Hundertsten aufs Tausendste. Hedwig war sehr still und träumerisch und ließ uns andere reden.

Zu Hause angelangt, begaben sich beide Damen in ihre Zimmer. Nach einiger Zeit kam die Tante zurück

und rief den Onkel hinein. Und wieder nach einer Viertelstunde kehrte dieser zu mir zurück und sagte: „Lieber Herr Halm! Sie haben um die Liebe unserer Nichte geworben. Es war dies schon seit unserer gemeinsamen Reise mein Wunsch und der meiner Frau. Auch erwidert Hedwig Ihre Neigung von Herzen. Seien Sie glücklich zusammen!“

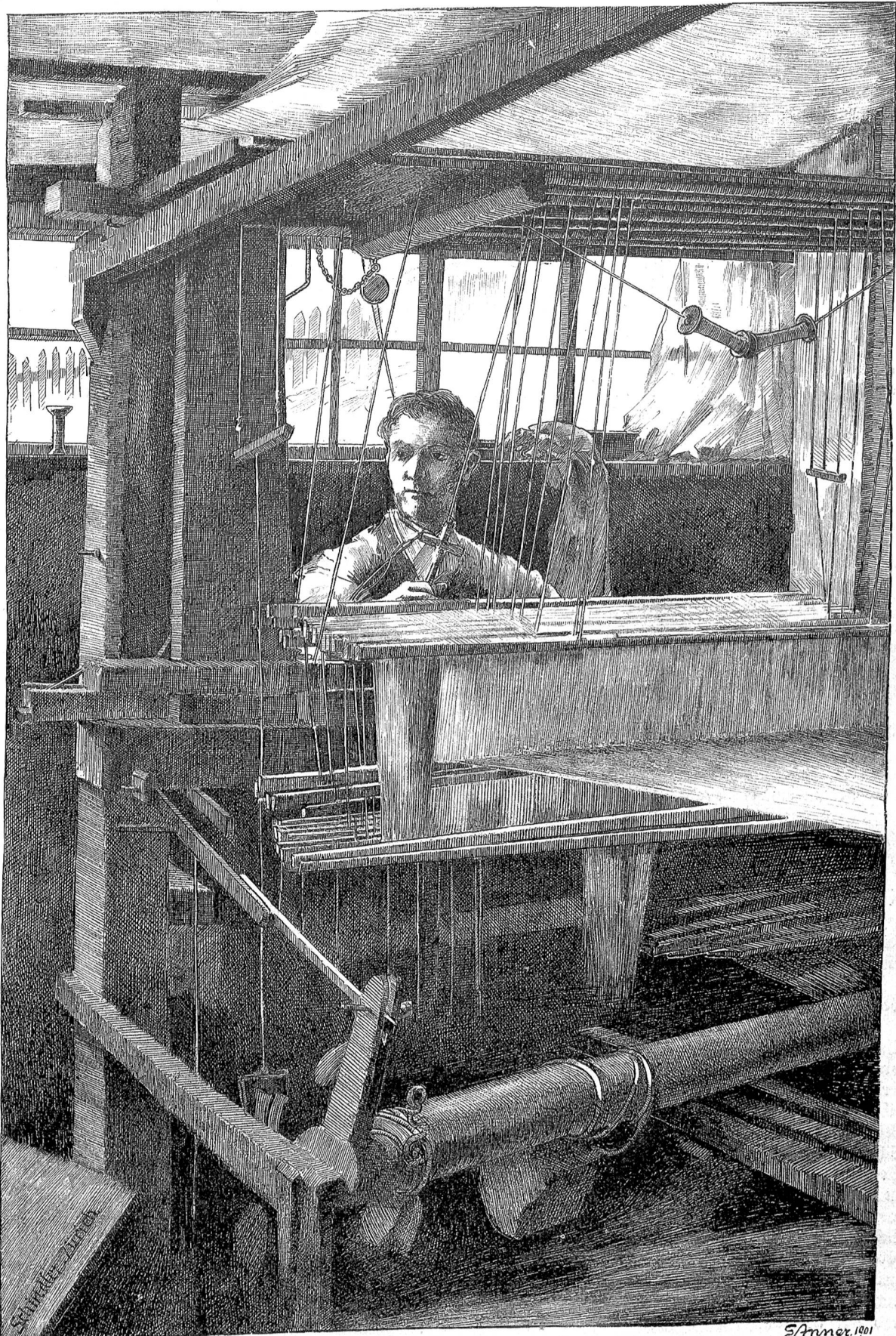
Jetzt kamen auch die Damen in froher Stimmung. Hedwig und ich umarmten uns erglühend und tauschten den Brautkuß, und die Verlobung wurde freudig gefeiert.

Meine Eltern erklärten sich schriftlich einverstanden und wünschten mir alles Glück zu meiner Verlobung. War auch diese mit allen sonstigen Requisiten eines Romans, sehnsüchtiger Liebe und mühsam errungener Gegenliebe, sammt allen möglichen Hindernissen von dritter Seite, nicht verbunden, und ging sie auch überraschend schnell von Statten, was aber eben den Tatsachen entspricht, so störte dies Hedwig und mich nicht. Wir waren glücklich, bewunderten den See und die Berge, gondelten und lustwandelten fleißig und plauderten mit den Verwandten. Mein künftiger Oheim, Führer der liberalen Partei seines Kantons, erzählte seine und der Seinigen Erlebnisse zur Zeit der Freischarenzüge und des Sonderbundskrieges, und ich kramte meine Erinnerungen aus der badischen Revolution und der amerikanischen Episode aus. So gingen wonnevolle Wochen hin, bis ich, von meinem Onkel heimgerufen, für einige Monate bewegten Abschied von Hedwig und den neuen Verwandten nahm.

Auf meiner Rückreise nach Kaltenberg stieß ich auf dem von Reisenden wimmelnden Bahnhof in Zürich beinahe mit einem Paar zusammen; es war dasjenige vom Rigi-Kulm. Die apathisch aussehende, sehr fein gekleidete Dame schaute mich mit matten Augen an; der Herr aber warf mir einen wütenden Blick zu. Eine auffallendere Ähnlichkeit als zwischen ihr und Mila konnte es ungeachtet des Ausdruckes nicht geben; freilich hatte ich Mila seit acht Jahren nicht gesehen, und die Begegnung war zu flüchtig. Ob es Mila war? Ich wußte es nicht. War sie es, so kannte sie mich nicht mehr oder wollte mich nicht kennen. Ähnlichkeiten aber sind oft täuschend. Das Paar bestieg einen andern Zug als ich, und ich war wechselnden Stimmungen zwischen peinlichem Einfiel und seligem Jetzt preisgegeben.

6. Ein Irrkern.

Seit drei Jahren waren Hedwig und ich glücklich verbunden und erfreuten uns zweier lieblicher Kinder, eines Söhnchens und eines Töchterchens. Alles ging in normalem Geleise, in meinem Beruf wie in der Familie. Leider aber sollte unser Glück nicht für immer ungestört bleiben. Vergangene, tief in die Seele eingreifende Ereignisse werfen gern ihren Schatten voraus. Alte, abgebrochen geglaubte Beziehungen rächen sich oft auf unvermutete Weise, wenn sie durch neue in den Hintergrund gedrängt wurden. Mit der Liebe läßt sich nicht scherzen, wenn auch für oberflächliche Charaktere, so doch nicht für tiefere Gemüter. Namentlich ist das Theater ein schlüpfriger Boden für den, der ihn einmal betreten; es läßt ihn mit seinem Zauber nicht los und hält ihn gefesselt. Allerdings war auch meine geliebte



DIE SCHWEIZ.
1881

Ammer, 1901

Im Webkeller.
Zeichnung von G. Ammer, Baden.

Frau für das Drama eingenommen, ja begeistert; ihr aber war die Bühne ein außerhalb ihres Ichs befindliches Schauspiel, das sie nicht wie etwas mit ihr Verwachsenes, sondern als eine Kunstausübung, etwa wie ein Museum oder eine Galerie, wie ein Konzert oder eine Kirchenmusik empfand. Mit mir war es anders. Ich hatte das süße Gift der Lampenwelt gekostet, nicht nur indem ich sie betreten, sondern indem ich mit einem geliebten Wesen darauf gewandelt war. Das sollte mir noch nach mehr als einem Jahrzehnt, und obschon jenes Bild durch ein neues verdunkelt war, bittere Schmerzen bereiten.

Schon seit Jahren, ja schon vor meiner Verehrung hatte ich für das „Kaltenberger Tagblatt“ die Theaterberichte übernommen, und meine liebe Frau zeigte solches Interesse dafür, daß sie mich hie und da vertrat, wenn es mir an Zeit gebrach. Es war aber für uns Beide kein Grund vorhanden, über die objektive Beurteilung der dramatischen Leistungen irgendwie hinauszugehen. Daß hierin eine Veränderung eintrat, hatte eine besondere, unvorhergesehene, in meiner Vergangenheit wurzelnde Veranlassung.

Als ich einst meines Weges durch die Stadt ging, sah ich im Schaufenster eines Ladens gegenüber dem Theater die Photographien der in der bald zu eröffnenden Saison zu wirken bestimmten Künstler und Künstlerinnen ausgestellt. Gleichgültig musterte ich die mir fremden Köpfe, bis meine Blicke auf einem haften blieben, der die Bezeichnung „Fräulein Alma Hochfeld“ trug. Es fuhr mir wie ein Stich durchs Herz. Kein Zweifel, es waren die Züge Milas, und zwar so, wie sie nach mehr als zehn Jahren noch sein konnten, wenn ihre Schönheit nicht gelitten hatte, — sie schien wirklich nicht gelitten zu haben. Aber Alma Hochfeld? Nun, falsche Namen sind ja in der Bühnenwelt nichts Ungewöhnliches. Und Milas Namen in Paris (freilich ohne Beglaubigung) Madame de Beaumont? Ach, deshalb brauchte sie ja nicht verheiratet zu sein, namentlich, wenn ihr Liebhaber ein Hochstapler war! All dies beschäftigte meine Gedanken Tag und Nacht.

Am andern Morgen, beim Frühstück, fragte mich meine Hedwig ganz unvermittelt und mit einem ihr sonst nicht eigenen, strengen Ausdruck in den Augen: „Sag mal, lieber Harald, solltest du am Ende doch früher eine Art Don Juan gewesen sein?“

„Warum, mein Herz?“ fragte ich, fühlbar errotend.

„Wer ist denn,“ entgegnete sie, „Mila, und wer Alma?“ Und als ich verwundert aufschaute, fuhr sie fort: „Du hast diese Namen wiederholt im Schlaf ausgerufen.“ Nun hatte ich vor Hedwig niemals etwas geheim gehalten; ich hatte ihr die ganze Geschichte von Mila erzählt, worauf sie mir lachend einen leichten Schlag versetzt und gerufen hatte: „Du Schlingel! Solche Geschichten machtest du? Aber damals wußtest du ja noch nichts von mir, und es sei dir daher nachträglich großmütig verziehen!“ Dann hatte sie den Schlag durch einen Kuß verflücht. Jetzt schien sie dies vergessen zu haben; aber als ich sie daran erinnerte, meinte sie: „Ganz gut, aber so leicht entkommst du mir nicht. Warum denn ruffst du dieser Mila erst jetzt, und wer ist Alma?“

„Du strenges Frauchen,“ lachte ich gezwungen, „sollst alles wissen.“ Und ich erzählte ihr offen die Entdeckung von gestern.

„So so? Da siehst man aber nach.“ Sie holte das Tagblatt und las: „Morgen, den 1. Oktober, Eröffnung des Stadttheaters. Kabale und Liebe von Schiller . . . Luise: Fräulein Alma Hochfeld. Top, Männchen, da gehen wir hin. Die will ich mir mal anschauen!“

In diesem Augenblick kamen unser kleiner Siegfried und unsere kleine Kriemhild an den Händen des Dienstmädchens hereingetrüppelt und streckten ihre Händchen nach Papa und Mama. Ich nahm sie, eines nach dem andern auf die Arme und drückte sie heftig an mich, wobei mich eine trübe Ahnung ergriff, als steckte ein schweres, moralisches Ungewitter in der häuslichen Luft. Dann küßte ich meine Frau, nahm Hut und Stock und rannte nach meinem Bureau in der Bibliothek.

Am andern Tag waren wir abends richtig zusammen im Theater. Fräulein Hochfeld spielte die Luise mit Takt und Gefühl; aber sonderbar, war es das Kostüm des 18. Jahrhunderts oder die Art ihres Auftretens, kurz, die Ähnlichkeit mit Mila schien mir diesmal nicht so auffallend wie nach dem Porträt. Meine Frau folgte der Aufführung aufmerksam und meinte in den Zwischenakten: „Nun, nun, nicht übel! Die Dame hat offenbar Geschick; eine Schönheit ist sie freilich nicht, es fehlt ihr auch etwas, ich weiß nicht, wie ich es ausdrücken soll, jedenfalls die Unschuld eines unverdorbenen Mädchens. Ich hätte sie eher die Lady Milford spielen lassen.“ Mein Weibchen hatte den Nagel auf den Kopf getroffen.

In der nächsten Zeit sahen wir Fräulein Hochfeld als Leonore im Fiesco, als Maria Stuart, als Porzia im Kaufmann von Venedig, als Märchen im Egmont, als Gretchen im Faust. Merkwürdig, von Stück zu Stück schien sie mir dem Auftreten Milas als Bertha in Tell näher zu kommen, soweit es das vorgerücktere Alter gestattete. Hedwig hatte es mit neckischem Lächeln abgelehnt, die Stücke, in denen Alma auftrat, zu besprechen. „Nein,“ sagte sie, „nein, mein Alterchen, mit deiner alten Flamme, wenn sie es nämlich ist, will ich nichts zu thun haben; überlaß mir nur die Lustspiele und die Dramen ohne Hero:nen.“

Die Folge war, daß mein Enthusiasmus für diesen „Stern“ wuchs und stets eine Besprechung ihn überschwänglicher feierte als die vorhergehende. Die Wirkung sollte nicht ausbleiben.

Eines Tages, als ich im Bureau arbeitete, klopfte es schüchtern, und als auf mein „Herein“ die Thüre aufging, stand leibhaftig Mila vor mir, wie ich glaubte. Ihre einfache, moderne Tracht stach nicht nur von den historischen Kostümen, in denen ich sie gesehen, sondern auch von der hocheleganten Toilette ihrer angeblichen Doppelgängerin auf Rigi-Kulm und in Zürich scharf ab.

„Mila!“ rief ich unwillkürlich und zitterte an allen Gliedern. „Entschuldigen, Herr Doktor,“ entgegnete die Dame, deren Züge unter dem Schleier ein, wie mir schien, dämonisches Lächeln überfloß, „mein Name ist Alma Hochfeld, und ich bin gekommen, dem Herrn Doktor Halm für die überaus gütigen, meine Verdienste weit übersteigenden Lobeserhebungen, mit denen er mein bescheidenes Spiel überhäufte, herzlich zu danken.“

„Aber, Fräulein,“ entgegnete ich mit bewegter Stimme, „spielen Sie doch nicht auch hier Komödie! Wollen Sie leugnen, daß Sie Emilie Stricker aus Bern sind und vor elf Jahren mit mir die Bertha im Tell spielten?“

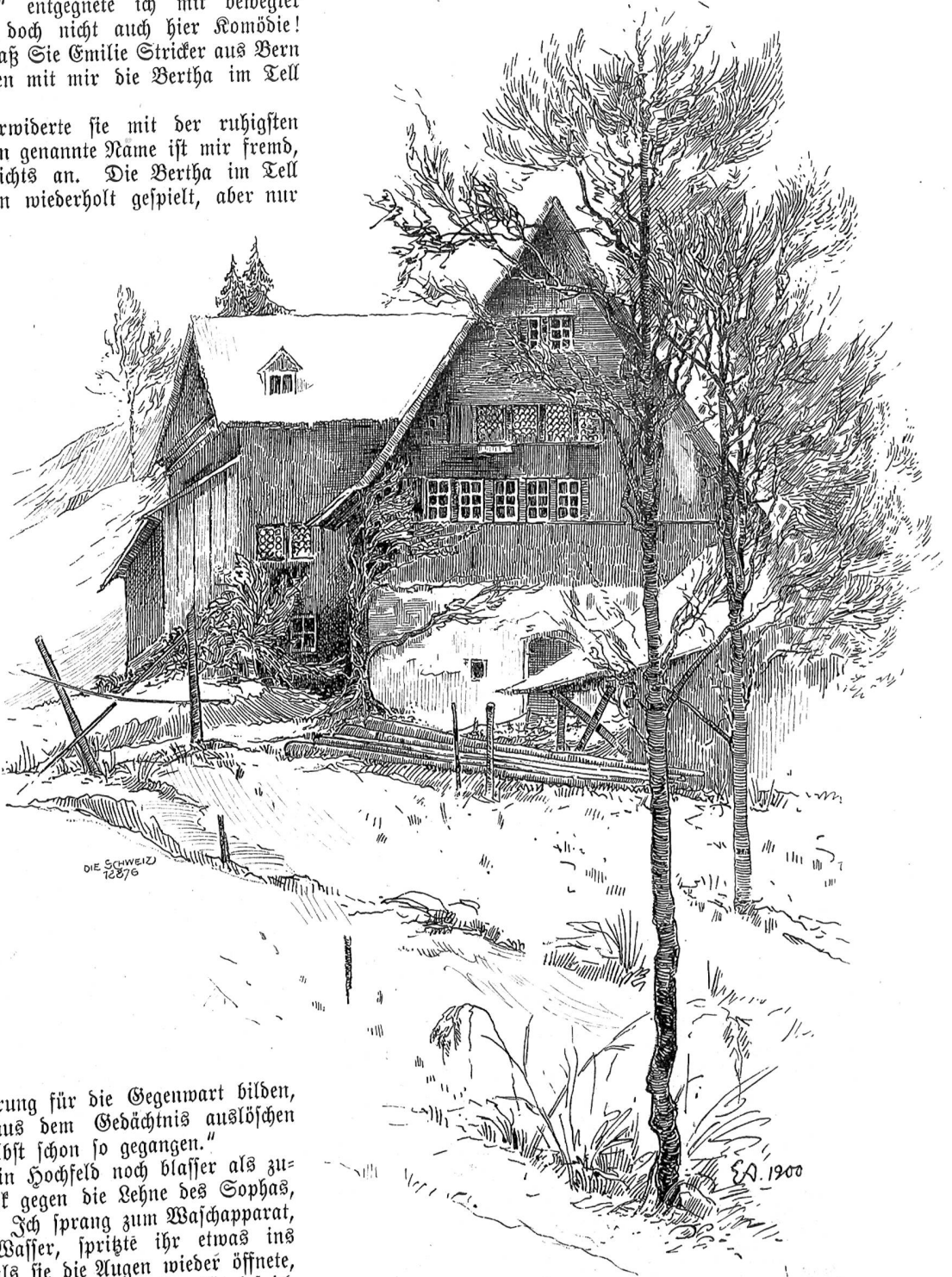
„Herr Doktor,“ erwiderte sie mit der ruhigsten Miene, „der von Ihnen genannte Name ist mir fremd, und Bern geht mich nichts an. Die Bertha im Tell habe ich allerdings schon wiederholt gespielt, aber nur auf Professionsbühnen, nicht auf Liebhabertheatern. Eine merkwürdige Ähnlichkeit muß Sie irreführt haben.“

„Mein Fräulein, Sie leugnen Namen und Heimat in etwas reservierter Weise. Sie mögen Ihre Gründe haben, — auch ist es nicht unmöglich, daß ich mich irre. Aber bitte, sagen Sie mal, waren Sie nicht vor vier Jahren mit einem fremden Herrn auf der Rigi und in Zürich?“

Alma wurde merklich blaß. Etwas zögernd brachte sie hervor: „Ich war dies nicht; aber eine Verwandte von mir, die mir ähnlich sieht, machte damals mit ihrem Gemahl eine Schweizerreise.“

„Ei Fräulein, also eine dritte Doppelgängerin? Doch lassen wir das, ich will nicht weiter in Sie dringen; ich weiß, es gibt Perioden im Leben, die eine düstere Rückerinnerung für die Gegenwart bilden, und die man gern aus dem Gedächtnis auslöschen möchte. Es ist mir selbst schon so gegangen.“

Jetzt wurde Fräulein Hochfelds noch blässer als zuvor, und ihr Kopf sank gegen die Lehne des Sophas, auf dem sie saß, zurück. Ich sprang zum Waschapparat, füllte ein Glas mit Wasser, spritzte ihr etwas ins Gesicht und hielt ihr, als sie die Augen wieder öffnete, das Glas zum Trinken vor. „Mila, Alma!“ rief ich halblaut und unwillkürlich. Da stützte sie ihren Kopf auf meine Hand und brach in Thränen aus, die mich benezten. Ich sprach ihr Mut zu und hielt sie aufrecht, als sie sich erhob. Sie trocknete ihre Augen mit dem Taschentuch und sagte mit gebrochener Stimme: „Haben Sie Dank, Herr Doktor; aber bitte, fragen Sie mich nichts mehr.“ Dann drückte sie mir herzlich, mit trübem Lächeln die Hand und eilte, meine Begleitung durch eine Handbewegung ablehnend, zum Zimmer hinaus.



Helmstätte eines Appenzeller Webers. Zeichnung von G. Anner, Baden.

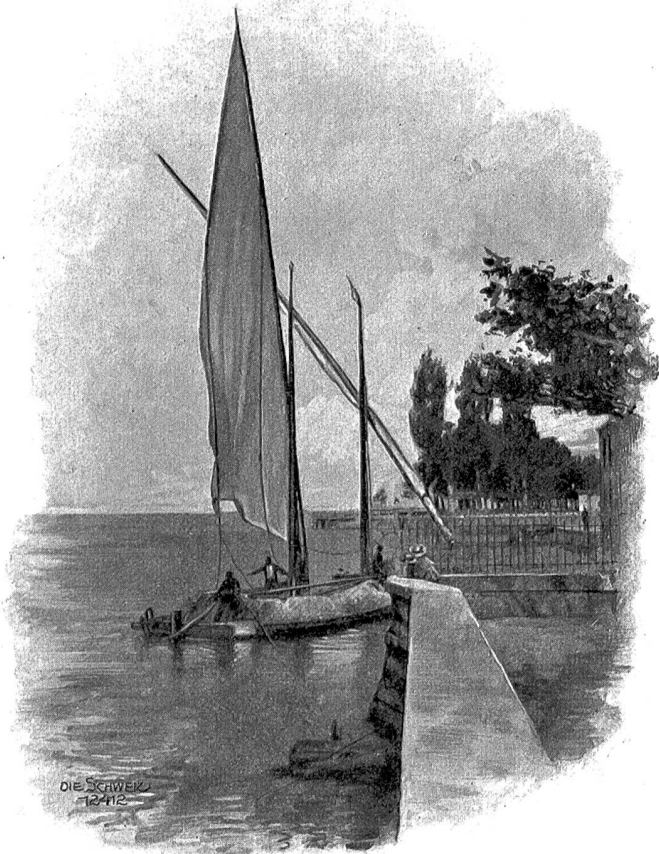
7. „Führe uns nicht in Versuchung!“

Meine liebe Frau hatte, je begeisterter meine Berichte über das Auftreten Alma Hochfelds wurden, desto mehr Zeichen des Mißbehagens an den Tag gelegt. Ueber den ersten Bericht hatte sie nur gelächelt und mich aufgezogen. Nachher wurde sie ernster; dann bemerkte ich Thränen in ihren Augen, und sie sagte: „Schau,

Männchen, ich bin nicht eifersüchtig; aber das ist denn doch etwas stark für einen Ehemann." Ich antwortete ihr: "Da verstehst du mich falsch; mein Lob gilt der Kunst, nicht der Person." "Das machst du mir nicht weiß," entgegnete sie und wurde still. Als es dann nicht anders wurde, hob sie eines Tages die Kinder auf, herzte sie heftig und rannte mit ihnen aus dem Zimmer; ich ihr nach, sie zu beschwichtigen. Da fiel sie mir um den Hals und schluchzte: "O mein Harald, ich bitte dich, laß dich nicht umgarnen von dieser gefährlichen Person, bitte bleib' mir treu und geh' nicht auf Abwege." Ich versicherte sie, das zu glauben, sei kein Grund vorhanden; aber die Wahrheit müsse ich sagen oder dann ganz schweigen, und das gehe nicht an, es würde vielmehr unangenehmes Aussehen erregen und gerade einen Verdacht erst nähren. Hedwig sagte nichts weiter; aber die Vorstellungen, in denen Alma auftrat, besuchte sie auch nicht mehr. Sie nahm ein verschlossenes Wesen an, und es trat eine zeitweilige Spannung zwischen uns ein.

Allerdings hatte ich nicht das beste Gewissen und war nicht aufrichtig gegen das mir am nächsten stehende Wesen, das so sehr meine ausschließliche Liebe verdiente.

Aber ich konnte nicht anders oder glaubte nicht anders zu können, als fortwährend an Alma zu denken. Ob sie und Mila eine Person seien oder nicht, diese Frage quälte mich beständig, und dazu kam die Beobachtung, daß ich mir über die Einheit meiner eigenen Person nicht klar war. In meiner Seele stritten sich zwei



Am Genfersee. Phot. Zimmermann, Zürich.

Geister. Ariel rief mir zu: „Du begehst ein Verbrechen gegen die beste Frau, die so treu und hold ist.“ Kaliban erwiderte: „Bah, warum solltest du nicht zwei Frauen lieben dürfen, laß dich doch nicht einschüchtern.“ Und ich war schwach, so schwach, daß ich mir einredete, die Höflichkeit verlange von mir einen Gegenbesuch bei Alma, während es mich in Wahrheit mit allen Fasern zu ihr hinzog. Ich ging eines Tages wirklich; sie wohnte bei einer Frau, bei der ich einst selbst gewohnt hatte, ehe ich verheiratet war; denn meine Eltern waren auf das Land, ziemlich weit weg, gezogen. „Tag, Frau Meier,“ redete ich die rundliche und saubere, nicht mehr jugendliche Kostgeberin an, die mir freudig entgegnete, „ist Fräulein Hochfeld zu sprechen?“

„Ach, Herr Doktor, das Fräulein ist nicht recht wohl und befindet sich noch im Regligé; ich will aber fragen.“ Bald kam sie zurück. „Herr Doktor ist willkommen.“

Ich traf Alma in einem ganz weißen, peinlich saubern Morgenkleid, aber mit verweinten Augen. Sie mußte eben aufgeräumt haben mit allerlei Erinnerungen; denn es roch stark nach verbranntem Papier, und unter dem Tisch bemerkte ich einen, offenbar aus Versehen hinuntergefallenen Schnitzel, der ein Teil von einem Bild gewesen zu sein schien. Alma leuchtete freundlich auf, als ich ihr die Hand bot, und lud mich ein, mich neben sie auf das Sopha zu setzen, was ich auch tat, namentlich weil jener Papierschnitzel gerade vor meine Füße zu liegen kam. Zuerst wollte sich kein Gespräch entwickeln, obschon Alma meine Hand in der ihrigen behielt. Ich schlug, wie in Verlegenheit, die Augen zu Boden und sah, daß das Papier den von einer Photographie abgerissenen Kopf eines Mannes enthielt, und kein Zweifel, es war der Herr vom Rigi-Kulm und von Zürich. Ich setzte sofort meinen Fuß darauf, um jede Erörterung abzuschneiden. Ich mußte nur denken: Ist es Mila oder nicht? Habe ich diese Schultern schon umschlungen, diesen Mund schon geküßt, ihn schon Liebesworte flüstern und mir schließlich den Abschied geben gehört? Ich drückte ihr, um etwas zu sagen und das peinliche Schweigen zu brechen, meine Bewunderung über ihre Bühnenleistungen aus, die hinwieder nicht zu verdienen sie versicherte. Dann meinte sie: „Aber Ihre Frau Gemahlin, Herr Doktor, scheint nicht Ihrer Ansicht zu sein; ich habe sie seit geraumer Zeit nicht mehr im Theater gesehen.“

„Meine Frau,“ entgegnete ich, „hat sich oft günstig über Ihr Spiel ausgesprochen; aber sie ist viel mit den Kindern beschäftigt.“

„O,“ fuhr sie fort, „ich beneide Ihre Frau Gemahlin vor allem um die Unschuld und Reinheit, die aus ihren Zügen spricht, dann um das Glück, liebe Kinder zu haben . . .“

„Aber gewiß nicht um ihren Mann,“ fuhr es mir heraus, und ich ärgerte mich im Stillen, daß Alma über Hedwig vorteilhafter sprach, als diese über sie.

„O, was das betrifft,“ lächelte sie errötend, „das würde ja zu nichts führen; ich achte Sie sehr hoch.“

„Nur achten, Fräulein?“

„Ach, mehr dürfte ich ja nicht, ich wäre dessen auch nicht würdig.“

„Sie sind trübsinnig, mein Fräulein, sind Sie unwohl?“

„O, was ich leide, ist nicht zu beschreiben. Mein Leiden ist dreifach, ich leide an meiner Vergangenheit, an meiner Gegenwart und an meiner Zukunft.“

„Lassen Sie das Vergangene ruhen, Ihre Gegenwart ist glänzend, und Ihre Zukunft wird es noch mehr sein.“

„Ach, glauben Sie das nicht, Harald, ich wollte sagen, Herr Doktor.“

„Bitte, bitte, ich höre gern meinen Namen von schöner Seite.“

„Sie würden diese Seite nicht schön finden, wenn Sie . . .“

Sie stockte und bedeckte ihr Gesicht mit dem Taschentuch.

„Alma,“ rief ich mich vergessend, „vertrauen Sie sich mir an!“

„Nein, nein,“ schluchzte sie und sank an meine Schulter. „O wenn ich vergessen könnte! Es lastet ein Bann, ein Fluch, eine Last auf mir, denen ich nicht entinnen kann.“

War ich bezaubert, war ich das Opfer eines Dämons? Warum mußte sie gerade heute so teuflisch schön und begehrenswert sein? Ich weiß nicht, wie es kam, kurz, ich, der Gatte einer Hedwig, umarmte und küßte die Schauspielerin. War sie dies auch jetzt? Sie lag mit geschlossenen Augen und heftig wogendem Busen in meinem Arm, aber nur einen Augenblick; dann riß sie sich los und fuhr auf.

„Ich bitte,“ flehte sie, „gehen Sie, Harald, es ist besser so.“

Es war auch besser; ich drückte ihr heftig die Hand und ging. Im Bureau angekommen, schlug ich mir vor den Kopf und brummte: „Alter Esel! Diese verdammte Ähnlichkeit! Ohne sie wäre ich nicht in diese Falle gegangen.“ Ich kühlte mein Gesicht mit kaltem Wasser und schrieb sofort ein Briefchen an die Redaktion des Tagblattes, worin ich sie bat, für den Rest der Saison (es war bereits das neue Jahr angebrochen) die Theaterberichte einer andern Kraft zu

übertragen; denn ich sei so sehr mit Arbeiten überhäuft, daß ich nicht Zeit habe, das Theater zu besuchen. Dies gethan, eilte ich nach Hause, umarmte Hedwig und die Kinderchen stürmisch und heiter und tanzte mit ihnen im Zimmer herum. Hedwig schaute verwundert drein; als ich aber, was ja die Kleinen nicht verstehen konnten, ihr ins rostige Ohr flüsterte: „Mein Lieb, ich bin wieder ganz dein und gehe nicht mehr ins Theater. O verzeih mir!“ Da umhalsste sie mich mit Freudenthränen und jubelte: „Ich habe dir nichts zu verzeihen; denn ich bin selig.“ Alle Spannung war vergessen; wir saßen jeden Abend beisammen, ich hatte Kriemhildchen auf dem Schoß und Siegfriedchen an der Seite und lauschte Hedwigs mich tief ergreifendem Klavierpiel aus Beethoven, Chopin,

Wagner u. a., und wenn die Kinder zu Bett gebracht waren, las ich ihr aus Biographien, historischen Werken und aus den besten Romanen Gutzkows, Freytags, Heyses, Auerbachs u. a. vor. Das Theater war abgedankt.

Leider nur zum Schein! Es ging nicht lang, so klopfte es wieder, diesmal stärker am Bureau, und Fräulein Hochfeld trat in eleganter Toilette, mit fröhlichem Gesicht und guter Dinge ein.

„Was soll das heißen, Doktorchen,“ rief die Schauspielerin, „daß Sie dem Theater standhaft fernbleiben? Dieser hölzerne Kerl, der jetzt die Berichte schmiert, sprudelt ja nur Unsinn hervor. Keine Spur von Geist und Verständnis! Alle meine Kollegen und Kolleginnen sind empört und wünschen Sie zurück, so manche Grobheiten Sie auch, allerdings nicht mir, aber Andern an den Kopf geworfen haben. Liebes Doktorchen, nein, so geht es wahrhaftig nicht weiter. Nun denken Sie, übermorgen ist mein Benefice. Ach, wenn Sie nur so gut sein wollten, für mich eine Empfehlung in das Blatt zu senden, ich wüßte nicht, wie unendlich dankbar ich Ihnen wäre. Nicht wahr, bestes Doktorchen?“

Ich verhielt mich diesem Gefühlsausbruch gegenüber etwas kühl und verzog keine Miene. Sie war auch nicht so schön in der Lustigkeit wie in der Traurigkeit.

Steif und gemessen fragte ich: „Welches Stück haben Sie, mein Fräulein, zu Ihrem Benefice gewählt?“

Natürlich, Ihnen zu Ehren, den Wilhelm Tell. Ich spiele die Bertha von Bruneck.“

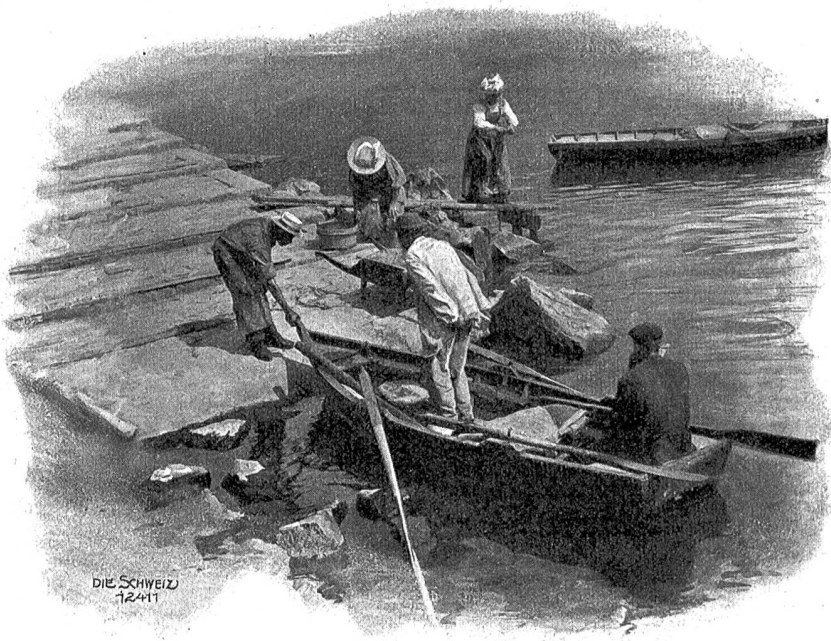
„Warum mir zu Ehren?“

„Ei, weil Sie mir sagten, daß Sie darin selbst mit einer mir auffallend ähnlichen Dame aufgetreten.“

„Das ist der Fluch der bösen Tat,“ zitierte ich in grimmigem Humor.

„Im Gegenteil, vortrefflichster nordischer Necke, im Gegenteil! Das gibt eine interessante Studie. Sie können dann mein Spiel mit dem meiner Doppelgängerin vergleichen.“

(Schluß folgt).



Am Genfersee. Phot. Zimmermann, Zürich.